

**„Wer in einem Königreich geboren ist, der hebe die Hand!“ Walter Müller-Seidels
Münchener „Gegengewichte“ und die erlebte Germanistik**

MICHAEL MULTHAMMER (MÜNCHEN) / KLAUS BIRNSTIEL (BASEL)

(Vortrag auf dem Kolloquium zum Andenken Walter Müller-Seidels, München, 6. Juli 2013)

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

bitte erlauben Sie uns eine kurze Vorbemerkung, bevor wir zum eigentlichen Teil unseres Vortrages kommen. Diese scheint uns insofern notwendig, um hier keine falschen Hoffnungen zu nähren, oder Sie gar am Ende enttäuscht zurückzulassen. Denn im Gegensatz zu den meisten von Ihnen sind wir beide keine Schüler Walter Müller-Seidels mehr, wengleich wir Ihren akademischen Lehrer noch persönlich kennenlernen durften. Unser Blick auf diesen herausragenden Germanisten ist also naturgemäß ein anderer als der Ihre. Als Walter Müller-Seidel 1986 hier in München emeritiert wurde, waren wir beide noch nicht einmal eingeschult. Wir selbst studierten bei Schülern Walter Müller-Seidels und wiederum schon deren Schülern. Wenn wir einen Blick auf die lange Liste seiner Promovenden und Habilitanden werfen, so sind das die für uns vertrauten Namen aus dem Studium – deren Bücher unsere akademische Sozialisation begleiteten. Wir treffen uns also heute zu Ehren eines Mannes, der es verstand Generationen zu verbinden, wie dieses Kolloquium zeigt, der Spuren hinterlassen hat – in academia – und weit darüber hinaus. Als Enkel- oder besser Urenkelschüler dürfen wir beide uns dabei aber kaum bezeichnen.

I.

„Wer in einem Königreich geboren ist, der hebe die Hand.“ Mit diesem Satz begrüßte Walter Müller-Seidel das Oberseminar Friedrich Vollhardts an jenem denkwürdigen Dienstagabend im Sommersemester 2010. Dieser Besuch, das konnte damals freilich noch niemand wissen, sollte sein letzter in dieser Runde sein. Es galt, eine Weiterführung des Vortrags „Gegengewichte“ zu erproben, den der Jubilar zu seinem 90. Geburtstag im Münchner Goethe-Institut gehalten hatte. Damals hatte Walter Müller-Seidel vor allem über die geistige Situation der Germanistik zur Zeit des Nationalsozialismus gesprochen. Nun ging es ihm um zeitliche, aber auch systematische Weiterungen: aus dem eigenen Erleben entwickelte Walter

Müller-Seidel grundsätzliche Betrachtungen zu akademischer Autobiographik als Wissenschaftsgeschichte.

Bemerkenswert an diesem saloppen Einstieg in seinen Vortrag ist, dass er – wie uns erst später bewusst wurde – eine maximale Differenz markierte: niemand aus dem Kreis der Zuhörer war in einem Königreich geboren. Die zeitliche Distanz, die mehr als ein Lebensalter darstellt, war Beginn und gleichzeitig Ausgangspunkt des Vortrages und des sich anschließenden Gesprächs. Es war ein rhetorisches Kunststück, uns diese so offensichtliche Trennung der Generationen – Walter Müller-Seidel auf der einen Seite, wir, als seine Zuhörer auf der anderen Seite – vor Augen zu führen und im gleichen Moment zu nivellieren. Schließlich war man im Seminar, in einem literaturwissenschaftlichen Seminar. Es ging, obwohl es primär um ihn gehen sollte, von Beginn an und bis zum Ende des Abends um die Sache: die Sache der Germanistik. Eine Anekdote, die wir uns hier erlauben wollen, mag das veranschaulichen. Die Seminarsitzung war zu Ende und man machte sich auf den Weg in eine bekannte Pizzeria in der unweit der Uni gelegenen Adalbertstraße. Wir fanden die für uns reservierten Plätze im Garten – einen großen Tisch und einen etwas kleineren. Der große Tisch war mit den Mitarbeitern und Doktoranden schon gut gefüllt, die Ordinarien und Emeriti nahmen an dem anderen Tisch Platz und erwarteten das Eintreffen des Vortragenden. Als dieser – etwas später – kam, wurde sogleich auf den freigehaltenen Platz hingewiesen, den Walter Müller-Seidel in der ihm eigenen Art nicht unfreundlich, aber bestimmt zurückwies: [Aus der Erinnerung zitiert] „Was Sie denken, weiß ich, mich aber interessieren die Gedanken der jungen Leute.“ Walter Müller-Seidel nahm am Mitarbeiter- und Doktorandentisch Platz; die Fragerunde nach unseren Projekten begann noch vor der Bestellung der Getränke. Wir alle wissen, wie anstrengend diese Runden für gewöhnlich sein können, und wie selten das entgegengebrachte Interesse mehr als ein höfliches Lippenbekenntnis ist. Anders an diesem Abend. Schnell gewöhnten wir uns an den ebenso trockenen wie freundlichen Ton Walter Müller-Seidels: seine Strenge, begriffen wir schnell, galt der Sache und nicht den Personen. Es entwickelte sich ein anregendes Gespräch über dieses und jenes, um letztlich, wie so oft, bei der gegenwärtigen Situation des Fachs im Allgemeinen und des Instituts im Speziellen zu landen. Ein aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat kann für unsere Verblüffung Pate stehen: „Dekonstruktion?? – Das macht man noch? Diese Mode war doch schon Ende der Achtziger eigentlich vorbei, sollte man meinen!“ Bereits 1992 war ein wegweisender Sammelband erschienen, Sie kennen ihn alle und nicht wenige der Anwesenden hier haben mitgewirkt, der den Untertitel trägt: *Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘* – und mit einem Mal fanden wir Jüngeren, die

wir theoretische Positionen teilweise mit gehörigem Enthusiasmus vertraten, uns auf das rechte Maß gebracht von Walter Müller-Seidel, dem nun wirklich sehr viel Älteren. Der Abend ist uns noch immer im Gedächtnis. Dies nur als ein erster kleiner Fingerzeig dessen, was wir im Titel unseres Vortrages die ‚erlebte Germanistik‘ genannt haben. Die ausführlicheren Zusammenhänge, die hinter diesen Konstellationen stecken, kannten wir damals zu wenig. Der „Gegengewichte“-Vortrag erinnerte uns eindringlich an die zeitgeschichtliche Tiefendimension der Germanistik. Umso erschrockener waren wir an jenem Abend, als uns Walter Müller-Seidel im Plauderton erzählte, dass er sich nun vermehrt um seine Nachlasspflege kümmere. Erschrocken deshalb, weil sie vornehmlich darin bestand, dass er sukzessive, wöchentlich, einen Teil seiner Tagebücher im Altpapier entsorge. Sie können sich vorstellen: Entsetzen, Einspruch von allen Seiten, aber er blieb hart – und genoss wohl auch ein wenig das händeringende Bemühen, ihn umzustimmen, auch wenn ihm an Aufhebens um seine Person offenkundig nichts lag. Selbst die Drohung, seine Papiertonne zu überwachen, machte nicht wirklich Eindruck – ebenso wenig ein eiligst geschriebener, zur Besonnenheit mahnender und an das Verantwortungsgefühl appellierender Brief am nächsten Tag: er blieb unbeantwortet. Über den Nachlass wird uns im Anschluss Karl Richter informieren – vielleicht auch über den Verbleib der Tagebücher? Wir werden sehen.

Wir wollen hier aber nicht nur die Ereignisse eines Abends schildern, den wir Ihnen ohnehin nicht so lebhaft vor Augen stellen können, wie wir ihn erlebt haben. Stattdessen wollen wir etwas anderes versuchen, von dem wir glauben, dass es dem Andenken Walter Müller-Seidels mehr gerecht wird als das rein Anekdotische: es geht uns um seinen eigenen Entwurf der Germanistik und ihrer Geschichte als diejenige eines bestimmten Gestus, einer Haltung. Denn Autobiographik war für ihn, und Biographie soll für uns, Wissenschaftsgeschichte sein.

II.

Was macht die Faszination der Person Walter Müller-Seidels aus, die sowohl aus persönlicher Bekanntschaft entsteht, aber auch die Lektüre seiner Schriften begleitet? Es ist wohl am ehesten eine Haltung, ein Gestus, der die inhaltliche Dimension seiner wissenschaftlichen Arbeiten nicht bloß begleitet, sondern sie grundiert. Die *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*¹ geht weiter voran und wird weiter vorangetrieben – bisweilen sieht

¹ Friedrich A. Kittler (Hg.): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*. Programme des Poststrukturalismus. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1980 (=UTB, 1054).

man ihn noch ausgemergelt und deutlich gezeichnet um die Institute schleichen. Die Zeiten, als man noch guten Gewissens von einem bestimmten ‚Geist‘ sprechen konnte, wie das Friedrich Schlegel etwa in Bezug auf Lessing getan hat, sind längst passé. Spricht man heute von Geist, so setzt man sich der Gefahr aus, antiquiert oder nostalgisch zu sein. Beides war Walter Müller-Seidels Sache nicht. So formuliert er Ende der siebziger Jahre und im Rückblick auf die gewaltigen Veränderungen, welche die Bildungsexpansion der Germanistik gebracht hatte, als Aufgabe für arrivierte und jüngere Fachvertreter, sich eben nicht in die gut gepolsterten Enklaven der Drittmittelforschung zurückzuziehen – von ‚Exzellenz‘ war damals noch nicht die Rede – sondern „die verwaltete und verplante Universität als Stätte des lebendigen Geistes zurückzugewinnen“². Das ist eine Idee von Universität, die nicht nur von Gremien und Ausschüssen bevölkert ist, sondern in der Personen arbeiten und leben. Die Sorge um die Institution bekommt eine andere Form, wenn Wissenschaft als Beruf gedacht wird. Mit dieser Form verbindet sich – ganz in Anlehnung an die Überlegungen Max Webers, der Walter Müller-Seidel immer wieder als Gewährsmann diente – eine moralische Verpflichtung, die sich in den Geisteswissenschaften vielleicht noch deutlicher äußert als in den anderen Fakultäten. Das Spezifische geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre bestehe nachgerade darin, sich dem permanenten Innovationsdruck entziehen zu können, wenn dies auf reflektierte Art und Weise geschieht. Müller-Seidels Überlegungen im Schiller-Jahrbuch 1993 zu Theoriemoden und Fortschritt gehören nach wie vor zum Klügsten, was über diese Materie gesagt wurde. Denn in der Literaturwissenschaft geht es auch gerade darum, zu bewahren und nicht ständig Neues zu finden oder zu erfinden. Hierin liegt ihre gesellschaftliche Funktion: „In einer Zeit der sich überstürzenden Innovationen auf technischem Gebiet, der Konkurrenzen im Wirtschaftsleben, bei denen man sich mitunter erbarmungslos bekämpft, können die Bewahrenden die Gegengewichte sein, [...]“³ Denn, so Müller-Seidel, „Hektik und Dynamik dieser Modernisierung können bisweilen ins Inhumane umschlagen.“⁴ Die Identifizierung des Inhumanen in seinen Anfängen ist ein lebenslanges Anliegen Walter Müller-Seidels geblieben, das sich in der persönlichen Erfahrung des Nationalsozialismus herauskristallisiert und im Nachgang verfestigt hat. Der wache, immer neugierige Blick auf die Umwelt, auch die innerhalb des Faches, ist das direkte Gegenteil eines verstockten Konservatismus, der der Philologie von Seiten der ‚Novatores‘ gerne

² Walter Müller-Seidel: Die Erforschung der deutschen Literatur. Zur Situation in einem sogenannten Massenfach. In: Hellmut Flashar, Nikolaus Lobkowitz, Otto Pöggeler (Hgg.): Geisteswissenschaft als Aufgabe. Kulturpolitische Perspektiven und Aspekte. Berlin, New York 1978, S. 137-152, S. 152.

³ Walter-Müller-Seidel: Diskussion über das Neue in der Literaturwissenschaft. Fortschritte, Innovationen, Moden. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 37 (1993), S. 1-8, hier S. 3.

⁴ Ebd.

unterstellt wird. Die Philologie, als das bewahrende und entschleunigende Element, bildete für Walter Müller-Seidel immer nur den stabilen Ausgangspunkt, der den Gradmesser für den wissenschaftlichen Fortschritt darstellte. Denn es geht auch in den Literaturwissenschaften um solide und valide Bewertung, ohne die keine Wissenschaft auskommen kann: im besonderen Falle der literaturwissenschaftlichen Wertung aber liegt ihre Qualität im Ethos des Wertenden begründet, die moralische Komponente ist dabei evident.⁵

Das sind hohe Anforderungen an den Wissenschaftler, und wie, so könnte man fragen, seien diese in der täglichen Praxis einzuholen, am Ende gar zu verwirklichen? Standards müssen immer neu gesetzt werden, in dieser Prozessualität beobachtbar bleiben. Letztlich unterliegt der Wissenschaftler einer – wiederum mit Max Weber gesprochen – Verantwortungsethik, die die Tätigkeit zu begleiten habe. Innovation ist nicht per se gut, auch nicht in den Wissenschaften, wie Müller-Seidel am Beispiel der Rassentheorien und einer völkisch ausgerichteten Literaturwissenschaft exemplifizierte. Die stete Aufmerksamkeit bezüglich sich einschleichender Ideologien wird somit zum wesentlichen Teil der wissenschaftlichen Moralität, die schlussendlich nicht das Fach als Kollektivsingular zu leisten habe, sondern jeder Einzelne als Teil des Fachs.

Ein solcher Gestus, eine solche Haltung aber ist nicht nur kennzeichnendes Element eines wissenschaftlichen Personalstils. Sie ist tatsächlich auch Signum eines spezifischen wissenschaftlichen Ethos, welches sich im Werk Walter Müller-Seidels genau nachvollziehen lässt: ein Ethos, welches die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft in ihrer eigenen Fähigkeit zum Wandel aus sich selbst heraus begründet sehen will – und diesen Wandel, wo es ihn nicht selbst betreibt, zumindest kritisch begleitet.

Selbst betrieben hat Walter Müller-Seidel den Wandel der Germanistik über Jahrzehnte hinweg – und mit einer nicht nur zeitlich zu bestimmenden Beharrlichkeit, die jüngeren Forschergenerationen Respekt einflößt: als akribischer Philologe, als akademischer Lehrer, aber auch als unprätentiöser Sachwalter des Faches insgesamt. Als erster Vorsitzender der nach dem Krieg neu gegründeten Kleist-Gesellschaft, als umsichtiger Wegbereiter der tätigen Entnazifizierung der Germanistik – Stichworte: Stimbekhof-Kreis und Münchner Germanistentag – und später als nimmermüder Gremienarbeiter an verschiedenen Stellen, so beispielsweise als steter Förderer der Marbacher Arbeitsstelle zur Erforschung der

⁵ Siehe hierzu Walter Müller-Seidel: Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas. Stuttgart 1965, insb. das mit ‚Vorüberlegungen‘ überschriebene Kapitel (S. 1-40), das sich dezidiert unter den Vorzeichen der Literaturwissenschaft mit der Forderung Max Webers nach ‚Werturteilsfreiheit‘ auseinandersetzt.

Fachgeschichte der Germanistik, der Einsicht folgend, dass die bis in die sechziger Jahre hinein politisch heikle „Geschichte der Germanistik einen Ort haben“⁶ muss. Müller-Seidels fachpolitische wie wissenschaftliche Tätigkeit lässt sich wohl am besten mit Begrifflichkeiten aus den Registern von *diligentia* und *modestia* bezeichnen: Umsicht, Sorgfalt und Mäßigung scheinen ihre zentralen Werte.

Die stete Bereitschaft zum umsichtigen Wandel: für die Person Walter Müller-Seidels leitet sie sich vor allem aus der eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrung her. Eindrücklich beschreibt Walter Müller-Seidel sein eigenes Erleben der geistigen ‚Stunde null‘ im Nachkriegsdeutschland – und weist mit Nachdruck auf die persönliche Dimension eines solchen makrohistorischen Wandels hin:

Die Erfahrungen dieser Zeit als einer solchen der intellektuellen Euphorie eines Neubeginns machen es erforderlich, schon hier ein Wort über Kontinuitäten aus damaliger und heutiger Sicht zu sagen. Natürlich ist das, was man vor allem in der Literatur Kahlschlag oder Stunde Null nannte, objektiv betrachtet so nicht zu bezeichnen. Doch kann man aus historischer Distanz alles und jedes zu bruchloser Kontinuität verknüpfen. Aber die subjektive Erfahrung des Neubeginns ist auch eine Realität, ein objektiv beglaubigter Sachverhalt.⁷

Das „Versäumnis, die Euphorie des Neubeginns nicht genutzt zu haben,“⁸ ist für Walter Müller-Seidel die historische Vorbedingung für die Ereignisse um ’68 – eine Zeit, in der sich der unpräntentöse Ordinarius Müller-Seidel trotz allen Bemühens um Ausgleich und Vermittlung selbst teils heftigen Angriffen ausgesetzt sah, wie Karl Richter und Jörg Schönert schon vor zwei Jahren dargelegt haben.⁹ Die grundsätzliche Bereitschaft zum Wandel, zur stetigen Selbstrevision und kritischen Prüfung bei fortgesetzter Jargon-Abstinenz – für Walter Müller-Seidel wurde sie von der eigenen wissenschaftlichen Praxis zum wissenschaftstheoretischen Argument dort, wo aus der Einsicht in die eigene biographische Disposition Schlüsse für das epistemische Ganze der textinterpretierenden Disziplinen gezogen werden konnten. Immer wieder insistiert Walter Müller-Seidel auf die nicht zu suspendierenden Regeln kritischer Rationalität und die Anschließbarkeit neuerer Forschung an Tradition und Kenntnisstand des Fachs – aber eben auch auf die Bedeutung der Einsicht in die Zeit-, Personen- und Generationsgebundenheit der jeweiligen Annäherung an die Texte. Die Notwendigkeit von je eigenen Neulektüren, für Walter Müller-Seidel ist sie nicht

⁶ Walter Müller-Seidel: „Zur Eröffnung einer Arbeitsstelle für Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv am 14. April 1972.“ In: Ders. (Hg.): *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. München 1974, S. 653-656, S. 653.

⁷ Walter Müller-Seidel: „Zur geistigen Situation der Zeit – um 1945.“ In: Wilfried Barner, Christoph König (Hgg.): *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1997, S. 418-425, S. 420.

⁸ Ebd., S. 420.

⁹ Vgl. unpubl. Tss. von Richter und Schönert.

theoretisches Postulat geblieben, sondern einfach Kennzeichen der germanistischen Praxis. Sein spätes und über den engen Fachkreis hinaus erfolgreiches Schiller-Buch¹⁰ gibt hierfür das beste Beispiel: eine theoretische Agenda, ein fachpolitisches Programm verfolgt es kaum, und nichts Programmatisches findet sich *expressis verbis*. Die absichtsvolle Blindheit älterer Forschung zu korrigieren, die, so Müller-Seidel, Schillers Werk entpolitisiert und den Zusammenhang der deutschen Klassik mit der Französischen Revolution und dem Aufstieg Napoleons schlicht verleugnet habe, ist das Anliegen der Schiller-Studie.

Die größten Defizite, die ärgsten Missachtungen innerhalb der germanistischen Tradition mittels der eigenen beharrlichen Tätigkeit zu korrigieren, das ist ein stetes Anliegen Walter Müller-Seidels gewesen – und das nicht nur im Fall Schiller: das „Versagen vor der Moderne“¹¹, wie Müller-Seidel sich ausdrückt, lässt sich eben nicht mit euphorischer Programmatik überwinden – wohl aber in der eigenen Forschungspraxis. Arbeiten zu Kleist, Büchner und – für uns selbstverständlich, für das zeitgenössische Forschungsumfeld hingegen nicht – Kafka zeugen davon; gleiches gilt für die Auseinandersetzung mit den Beständen der Klassik und der Romantik, als deren – ja, wiederum: – Sachwalter Müller-Seidel über Jahrzehnte gewirkt hat.

Die Fachgeschichte als erlebte Germanistik in extenso aufzuschreiben, dazu ist Walter Müller-Seidel nicht mehr gekommen. Die eigene Person niemals zum narzisstisch bespiegelten Gegenstand zu machen, wohl aber das persönliche Erleben zum Argument in der Sache – dies wird als eine Facette des vorhin genannten Ethos gesehen werden müssen. Seine eigene Person war Gegenstand, nie aber Thema. Vor diesem Hintergrund ist es auch nur zu verständlich, dass Walter Müller-Seidel keine persönliche Agenda, keine Programmatik ausformuliert hat. Es gibt von ihm keine Einleitung in die germanistische Literaturwissenschaft, keine Anleitung zur Interpretation. Die germanistische Kunst erweist sich in ihrer Praxis. Interpretation wird gelernt, gelernt in der Lektüre und Auseinandersetzung mit gelungenen Interpretationen, All das muss freilich aufgrund Kenntnis einer breiten Basis von Quellentexten geschehen. Man muss seine Literatur kennen, die Klassiker, ebenso wie Randständigeres. Die von Walter Müller-Seidel so gepflegte Praxis des Faches fordert auch eine Einbeziehung der Fachgeschichte, und zwar unter denselben Voraussetzungen. Ohne die Grundlagen der Geschichte des eigenen Faches ist eine adäquate Einschätzung und Bewertung der Forschungsliteratur schlicht nicht zu haben. Man muss

¹⁰ Walter Müller-Seidel: *Friedrich Schiller und die Politik. Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe*. München 2009.

¹¹ Müller-Seidel: Zur geistigen Situation der Zeit – um 1945, S. 424.

einen – um ein Extrembeispiel zu wählen – mit nationalsozialistischer, völkischer Ideologie infizierten Forschungsbeitrag als solchen identifizieren, die Schule, der er entstammt, namhaft machen können. Walter Müller-Seidels Bemerkungen zum Fall Schwerte sind in dieser Hinsicht gemeint – allgemeiner immer aber auch in Rücksicht auf ein Humanes, das nicht preisgegeben werden darf.

Mit dieser Haltung hat Müller-Seidel mehr als zwei Generationen von Germanisten geprägt und nicht wenige seiner Schüler und Schülerinnen sind heute selbst in Amt und Würden. Allein schon diese zahlenmäßige Präsenz würde unter den Konventionen den Fachs auf die absichtsvolle Bildung einer Schule Walter Müller-Seidels hindeuten. Davon kann aber keine Rede sein. Walter Müller-Seidels wissenschaftliche Haltung ist nicht auf Schulbildung angelegt gewesen, gerade deswegen kann er uns heute noch kompetenter Gesprächspartner sein.

III.

Die eben vorgetragene Skizze der wissenschaftlichen Haltung Walter Müller-Seidels können wir hier nicht weiter ausführen, und manches bliebe anzumerken. Die keineswegs banale oder gar naive Frage, was ‚wir Heutigen‘ denn von solch einer Haltung lernen können, lässt sich ebenfalls kaum bündig beantworten. Einige Elemente aber wollen wir trotz allem in den Raum stellen, die Orientierung über die einzelne Person hinaus versprechen.

Sogleich zum vielleicht wichtigsten Punkt. In Zeiten, in denen wissenschaftliches Personal mehr und mehr zu einer Studium und Forschung verwaltenden Funktionselite wird, ist der Blick auf eine andere Form von Universität notwendig. Wenn es so etwas wie ein Ethos des Wissenschaftlers gibt – und das wäre zumindest als Imperativ zu formulieren –, dann stellt sich die begründete Frage, in wie weit dieses Ethos wandlungsfähig ist, oder auch wandlungsfähig sein kann, ohne an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Unsere Generation erlebte keine ideologischen Umbrüche wie die um 1945. Walter Müller-Seidel fragte einmal, ob es überhaupt zu Wege gebracht werden kann, seine wissenschaftliche Einstellung – sein Ethos – zu verändern. Kann man sich einfach von einer mit völkischem Gedankengut durchtränkten Literaturwissenschaft spurlos befreien, ohne seine Reputation als Wissenschaftler einzubüßen? Die Antwort darauf ist so einfach nicht, wie sie zunächst erscheinen mag. Aber es lassen sich Parallelfälle denken, die für unsere Generation relevant sind. Diese spielen nicht mehr auf dem Feld der großen Geschichte, wohl aber auf dem der Wissenschaftspolitik: wie

statthaft ist es denn – so muss man heute fragen – in Zeiten der Exzellenzen, die recht kurzlebig sein können, sein Fähnchen ständig nach dem Wind zu richten? Wie viele *turns* und Paradigmenwechsel kann man in seinem wissenschaftlichen Leben vollziehen, und trotzdem glaubwürdig bleiben? Allzu viele dürften es nicht sein. Ist angesichts prekärer Beschäftigungsverhältnisse an Universitäten und Forschungseinrichtungen die Forderung eines solchen Ethos überhaupt zumutbar, oder wird es nicht gerade dadurch verhindert, wenn es oftmals nicht um wissenschaftliche Lebenswege, sondern schlicht um Existenzsicherung geht? Kurz: Kann man sich diese Art wissenschaftlichen Ethos' im Wettbewerb der Exzellenzen noch leisten? Wer sich nur nach den von anderen diktierten Moden richtet, wird schnell zum „Mitläufer“,¹² der der Wissenschaft mehr schadet als nützt, wie Müller-Seidel drastisch formulierte. Seine Meinung ist immer nur Meinung und nie genuine Erkenntnis. Der Verschleiß von Innovationen ist der Wissenschaft nicht zuträglich und führt stets die Gefahr mit sich, dass Qualität auf der Strecke bleibt – eine Entwicklung, die gerade zu Lasten des akademischen Nachwuchses geht. Walter Müller-Seidel warnte deswegen davor, neue Literaturtheorien und neue Literaturphilosophien unhinterfragt zu Standards wissenschaftlicher Forschung und Lehre zu erklären, zu Ungunsten von neuen Fragestellungen und Sichtweisen in etablierten Paradigmen. Letztere wechseln auch nicht so häufig, wie es den Anschein hat. Müller-Seidel glaubte sogar, dass Paradigmenwechsel ohnehin nur im Rahmen des Übergangs von einer Generation auf die nächste stattfinden kann. Ein ernstzunehmendes Paradigma ist nicht nur der jeweils letzte lauteste Ruf aus dem deutschen oder französischen Wald. Über diese und weitere Rahmenbedingungen von Forschung und Lehre wird weiter nachzudenken sein.

Welche Auswirkungen hat das wiederum auf die Praxis? Jede Generation muss sich ihre Texte, vornehmlich auch die kanonisierten, neu erlesen und erarbeiten. Die Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung bürgt in einem ersten Schritt zwangsläufig schon für die Möglichkeit von Fortschritt in der Wissenschaft, da die historische Basis der Generationen, und damit ihre Herangehensweise an die Texte, eine je unterschiedliche ist. Wissenschaftliche Erkenntnisse *wollen* überdies widerlegt werden. Notwendige Voraussetzung dafür ist, oder vielmehr mittlerweile wäre, dass die Fachvertreter in Dialog treten können. Die immer weiter fortschreitende Schulbildung und die anhaltende Ausdifferenzierung der theoretisch-methodologischen Zugriffe erschwert dies zusehends. Konsens scheint in vielen Fällen gar nicht mehr möglich, vielleicht nicht einmal mehr

¹² Walter-Müller-Seidel: Diskussion über das Neue in der Literaturwissenschaft. Fortschritte, Innovationen, Moden. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft 37 (1993), S. 1-8, hier S.4.

erwünscht. Die deutlichste Trennlinie verläuft dabei wohl zwischen einer älteren philologischen Ausrichtung des Faches und der sogenannten kulturwissenschaftlichen Germanistik. Nicht selten wird die Zukunft des Faches an der weiteren Entwicklung dieser Lagerbildung festgemacht: Re-Philologisierung oder eine weitere Öffnung hin zu den Kulturwissenschaften stehen zur Debatte. Mit dieser Entweder-Oder-Entscheidung gehen meist eindeutige Bewertungen einher. Vermeintlich Altes wird gegen ebenso vermeintlich Neues ausgespielt, neue Terminologien versuchen auszubeutende Felder abzustecken – eine auch schon wieder ergraute ‚New Philology‘, die freilich nicht nur aktueller, sondern auch besser als die alte war, postuliert. Aber soll es uns darum gehen, uns auf eine Einseitigkeit festzulegen? Wir denken nicht. Vielmehr wäre über eine – und das gilt es zu betonen – *wertfreie* Hierarchisierung der einzelnen Elemente der gegenwärtigen Fachkultur nachzudenken. Die Philologie ist seit jeher für die Grundlagenarbeit im Fach zuständig. Das sollte man in einem ersten Schritt anerkennen, ohne sogleich eine höhere Dignität daraus abzuleiten und kulturwissenschaftliche Fragestellungen zu diskreditieren. Ein Indiz dafür, dass sich die Gewichtungen – auch in der Wissenschaftsförderung – deutlich verschoben haben, ist der veränderte Stellenwert der Editionsphilologie, die uns im Studium noch als Königsdisziplin der Literaturwissenschaft vorgestellt wurde – damals vielleicht schon eine romantisch gewordene Vorstellung. Längst bilden andere Teilbereiche die vermeintliche Speerspitze. Die editionsphilologischen Arbeiten seien zum größten Teil abgeschlossen, alle wichtigen Autoren lägen in zuverlässigen Editionen vor, war vor einiger Zeit zu lesen. Was kann das für die Selbstwahrnehmung des Fachs bedeuten, wenn die Aufgabe des Bewahrens scheinbar an ihr Ende gekommen ist?

Die Geisteswissenschaften sollten sich gerade nicht auf bloßen oder nur schnellen Fortschritt ausrichten. Das Bewahren als Moment des tätigen Widerstands gegen den Einfall der Ideologien war Walter Müller-Seidel wichtig. Es war die Grundlage dessen, was er die Gegengewichte nannte. Gerade vor diesem Hintergrund ist es bedenklich, wenn einzelne Fachteile und Teilfächer sich einer gesamtgermanistischen Diskussion fortlaufend verweigern. Walter Müller-Seidel hatte diese Entwicklung bereits Ende der 1970er Jahre gesehen und vor ihr gewarnt:

Angesichts so divergierender Interessen, wie sie für die Forschungslage der meisten Fächer seit längerem bezeichnend ist, sollte die Universität die Stätte sein, an der wieder zusammengeführt wird, was getrennt wurde. Aber ein solcher Ort der Kooperation und der Integration ist die Universität heute weniger denn je. Forschung und Lehre streben auseinander, und nicht einmal die Lehrerbildung kann

man als integriert bezeichnen [...]. Die Zerschlagung der Philosophischen Fakultäten und die Aufgliederung in Fachbereiche, in universitäre Kleinstfamilien, ist in ihren Folgen für die geisteswissenschaftlichen Fächer unabsehbar. Daß in den engen Zirkeln alles vorzüglich funktioniert, täuscht über die Folgen hinweg, die zu befürchten sind. Die Hochschullehrer der nächsten Jahre werden anderes als solche Zirkel nicht mehr kennen. Sie werden zur „Kleinräumigkeit“ des Denkens förmlich erzogen.¹³

Seit etwa dreißig Jahren lässt sich in der Wissenschaftsförderung eine klare Tendenz beobachten: großformatige, auf Inter- und Transdisziplinarität setzende Forschungs-kooperationen mit kulturwissenschaftlicher Grundorientierung werden gegenüber wissenschaftlichen Einzelvorhaben und -leistungen deutlich bevorzugt. Interdisziplinarität statt individuelle Forschungsleistungen, die unserem Fach seit jeher gute Dienste erwiesen und letztlich auch den Fortschritt befördert haben. Heute braucht man dafür wenigstens ein Freigeist-Fellowship oder gar ein Opus-Magnum-Stipendium der Volkswagenstiftung. In den diversen fachübergreifenden Großunternehmen spielt die disziplinäre Germanistik nur noch eine Nebenrolle. Auf der anderen Seite aber reklamieren die textbasierten Disziplinen, der Devise getreu, ‚Kultur‘ überhaupt als ‚Text‘ zu betrachten und zu lesen, eine kulturwissenschaftliche All-Zuständigkeit, die staunen macht: zu Kulturwissenschaftlern gewendete Germanisten erklären die Finanzkrise und den Kapitalismus (Vogl), die Geschichte der modernen Lebenswissenschaften (Wissenspoetik), die Lesbarkeit der kulturellen Welt des Pop und dergleichen mehr – auch jenseits eines Textbegriffs, der auf Schriftlichkeit basiert. Scheint der ursprüngliche Kernbereich des Faches – Arbeit am Text, Edition, Kommentar, Interpretation und historische Situierung – vielfach zu schwinden, so entstehen auf der anderen Seite die teilweise imperialen Phantasien einer kulturwissenschaftlichen Germanistik, die sich für alles zuständig erklärt, solange man es Diskurs nennen kann. Die Einheit der Philologie wird nicht mehr herzustellen sein – und das muss sie auch gar nicht. Die Frage nach der Einheit der Literaturwissenschaft als Fach aber wird unsere Generation beschäftigen müssen.

IV.

„Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch“,¹⁴ lautete mit einem Wort Martin Bubers das symptomatische Motto, das Walter Müller-Seidel seiner Abhandlung über die *Probleme*

¹³ Walter Müller-Seidel: Die Erforschung der deutschen Literatur, S. 152.

¹⁴ Das ganze Zitat lautet: „Ich habe keine Lehre. Ich zeige nur etwas. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört, an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus. Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein

literarischer Wertung voranstellte.¹⁵ Wenn man den Ort und die Umgebung der zitierten Sentenz aufsucht – wie es sich in philologisch redlicher Manier gehört – erläutert der Kontext die Auswahl genau dieses Satzes in erhellender Deutlichkeit. Vollständig lautet das Zitat: „Ich habe keine Lehre. Ich zeige nur etwas. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört, an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus. Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch.“ Hier zeigt sich Müller-Seidels ‚Methode‘ im wörtlichen Sinn: sie ist zu verstehen als ein Weg, der keine Abkürzung über ein Lehrbuch bieten kann, sondern der im Gespräch mit den Texten und über die Texte – unter kompetenter Führung – selbst beschritten werden muss. Leseerfahrung und Lesekompetenz, hermeneutische Fähigkeiten etwa, Versiertheit im Umgang mit Literatur und ihrer Geschichte sind diese Wirklichkeiten, auf die man aufmerksam werden muss.

Es scheint auch heute noch sinnvoll zu sein, nicht am Ende des Weges beginnen zu wollen. Heute wird es mehr und mehr zum Usus, zunächst die theoretische, oder methodologische Fragestellung in Betracht zu ziehen, und die literarischen Texte lediglich im Nachgang als lose Belege anzuführen: „Die europäische Romantik entdeckt die Nachtseite der Sexualität. Fußnote: Siehe hierzu die Werke E.T.A. Hoffmanns und Shelleys.“ Texte als bloße Fußnote zur Evidenz der Theorie: eine solche Entwicklung der Germanistik hat Walter Müller-Seidel in seinen letzten Lebensjahrzehnten mit Sorge begleitet. Gegenüber einer solchen kulturwissenschaftlichen Autopoiesis sollte man das Wagnis, ein Gespräch zu führen, wieder öfter eingehen, sowohl in der Grundausbildung des Faches, ihrem Handwerkszeug, als auch auf institutioneller Ebene. Beherrigte man dies in erster Instanz, wäre auf dem Weg zu einem Dialog schon viel gewonnen. Eine wünschenswerte ‚skeptische Offenheit‘ wäre die Folge: wieder ein Ausdruck Walter Müller-Seidels. Sein Vermächtnis und die Erinnerung an ihn können uns helfen, diese zu bewahren und sich ihrer zu erinnern, wenn kein Gespräch mehr möglich scheint.

Gespräch.“ Martin Buber: Aus einer philosophischen Rechenschaft, in: *Martin Buber, Werke I. Schriften zur Philosophie*, S. 1114.

¹⁵ Walter Müller-Seidel: *Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas*. Stuttgart 1965.